

Karl Kraus (1874-1936)

Autor(en): **Kraft, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **22 (1954-1955)**

Heft 1

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758566>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KARL KRAUS

(1874—1936)

Zu seinem 80. Geburtstag

Von Werner Kraft

So hat Karl Kraus im ersten Weltkrieg in dem Gedicht «Bange Stunde» gedichtet:

Nie lass' ich das dreimal lebendige Wort,
verstummend in dein undenkliches Dort,
nie lass' ich den Streit und den Zweifel hiernieden
für jenen unwiderleglichen Frieden.
Nie mögst du von diesem Sessel mich heben.
Lieber den Tod als nicht mehr zu leben!

Und in «Abenteuer der Arbeit»:

Durch jedes Tonfalls Fessel
gehemmt aus freien Stücken,
erlebt sich das Entrücken
auf einem Schreibtischsessel.

Damit ist die Landschaft umschrieben, in der dieses Leben im Kampfe gegen und für die Welt sich vollzog: ein Zimmer, ein Schreibtisch, ein Sessel und die Hand, die dem Diktat des Geistes folgte, in der Nacht, und in dem Gedicht «Arbeit» heißt es:

Noch ging ich, wenn die Sonne brennt,
noch lange ging ich nicht zur Ruh.

Wie sehr dieser Schreibtisch für Karl Kraus die Mitte der Welt war, zeigt die folgende Stelle aus dem Jahre 1931, als die Berliner Staatsoper seine Bearbeitung von Offenbachs «Perichole» mit großem Erfolg aufgeführt hatte, nicht ohne daß der Bearbeiter kritische Bedenken gegen die Aufführung geäußert hätte: «Es gehört schon die ganze Verblendung von Realpolitikern dazu, zu wähnen, daß ich, bestochen durch Erfolg oder Gewinn, zu Konzessionen an eine Wirklichkeit bereit wäre, die ich verändern will, und daß ich mich von einem Schreibtisch, von dem aus ich sie bis zur Wahrheit durchdringe, weglocken lassen werde, um

das, was dort entstanden ist, verhunzen zu lassen.» Solche Wachsamkeit der Gesamtexistenz, welcher niemand gewachsen war, der sich mit ihr einließ, hat in dem Gedicht sich radikal bekannt, das mit tiefem Grunde «Todesfurcht» heißt und welches das geistige Testament des Satirikers und Kämpfers gegen die Zeit enthält. Die Todesfurcht ist berechtigt, darum heißt es mit dem Blick auf die Welt: «Wenn ich sie nicht mehr mit Namen nannte, / die ich bis zum letzten Blick erkannte, / würde sie sich selbst nicht mehr erkennen.» Die Todesfurcht ist aufgehoben, darum heißt es mit dem Blick auf die Unsterblichkeit: «Fortzuleben sei mein letzter Wille.»

Und nun ist doch schon so lange der Augenblick eingetreten, des gnadenvollen schnellen Todes, bevor Hitler in Oesterreich einfiel, nun sind wir es, die wir das Leben dieses außerordentlichen Mannes dem Tode vorziehen möchten, aber es bleibt uns nichts übrig, als zu dem festlichen Datum, da er seinen 80. Geburtstag gefeiert hätte, am 28. April, uns darauf zu besinnen, wer er war und wer er sein wird. Inzwischen hat der Nachruhm mit dem Neudruck seiner Schriften begonnen. Vorläufig ist es freilich ein kalter Nachruhm, der sich mit einer Auswahl begnügt. Diese fügt bequem dem intellektuellen Spiel sich ein, das die Verantwortung des Menschen vor dem Geist als die einzige Lehre eines solchen Lebens sich erspart und die Frage nicht stellt, ob es in einer von Grund auf umgestülpten Welt noch die Möglichkeit gebe, an diese Lehre anzuknüpfen.

In einem Augenblick nüchterner Klarheit hat Karl Kraus sich selbst eine «Grabschrift» geschrieben, die, richtig verstanden, das Problem seiner Existenz und seines Werkes grell beleuchtet. Sie steht in «Worte in Versen» IX (1930) und lautet:

Wie leer ist es hier
an meiner Stelle.
Vertan alles Streben.
Nichts bleibt von mir
als die Quelle,
die sie nicht angeben.

Die Fassung dieser Grabschrift ist subjektiv. Ungeheure Traurigkeit teilen die drei ersten Verse mit. Aber wenn die «Quelle» — die sie nicht angegeben haben — bleibt, dann bleibt eben mehr als «nichts», dann bleibt eben der Geist, dem dieses vertane Streben entsprungen ist. Dennoch ist das wahrere Gedicht als das wahre in den drei ersten Versen enthalten; sie deuten zurück auf den schon 1908, in dem Aufsatz «Apokalypse», geschriebenen Satz:

«Wer heute noch eine Welt hat, mit dem muß sie untergehen.» Der objektive Sachverhalt, auf den diese Grabschrift deutet, ist der, daß gerade der höchsten Lebendigkeit eines satirischen Schriftstellers und seiner durch Mark und Bein dringenden Wirkung auf alle, die Ohren haben zu hören, eine leere Welt genau entspricht, die ihn überlebt. Er hat es vorausgesehen, er hat es in seine Rechnung eingesetzt, er hat es dennoch nicht glauben wollen, und es ist doch wahr: der Geist, der die Satire hervorgebracht hat, ist tradierbar; die Satire selbst läßt sich nicht tradieren.

Wie war es, als er lebte? Die Macht hatten, versuchten den Spielverderber totzuschweigen. Seine Botschaft galt aber allen, und wie sie aus einer aufgewühlten Gesellschaft kam, so war sie für eben diese aufgewühlte Gesellschaft bestimmt, die einen aufgewühlten Menschen als das Sprachrohr ihrer eigenen Schuld brauchte. Das Mißlingen des Totschweigens — «Wenn nur einer da ist, der die Presse nicht totschnet — das Weitere wird sich finden» — wirkte sich so aus, daß man einen Narren gelten ließ und den, der die Wahrheit sagte, auf den engsten Geltungsbereich einschränkte. Kaum jemals ist ein großer Schriftsteller in jenen kulturellen Bereichen, die als Machtinstanzen über Erfolg und Wirkung zu entscheiden glauben, so systematisch unbekannt gemacht worden, kaum jemals war die Wirkung eines solchen Unbekannten so tiefgreifend. Ja sie war noch dort vorhanden, wo die Oberfläche der geistigen Haltung nichts von einer solchen Wirkung verriet. Von Gundolf erzählt Buber, er habe ihm und Arthur Salz jenes grauenhafte «Gespräch der Kuli» vorgelesen, in dem tödlicher Witz die Wahrheit über den Journalismus sagt, und sie konnten sich vor Lachen nicht halten. Rudolf Borchardt antwortete auf die Frage, was er von Karl Kraus halte: «Ein Revolverjournalist!» Aber dann griff er plötzlich in ein Schubfach und warf das Heft der «Fackel» mit dem Aufsatz «Schönebeckmesser» auf den Tisch, um seinen Gesprächspartner voll Empörung zu fragen, ob das nicht pure Pornographie sei. Der Aufsatz war gegen Harden gerichtet, und eben von diesem enthielt er pornographische Zitate im Zusammenhang mit einem berühmten Mordprozeß der Epoche. Dies war eine negative Wirkung, aber als Wirkung war sie doch spürbar in der affektbetonten Leidenschaft der Ablehnung. Umgekehrt hat Rilke, der die snobistischen Beherrscher der Gesellschaft als Rückendeckung für seine bedrohte Existenz brauchte, Freiheit genug gehabt, um von Karl Kraus zu sagen, er produziere «ein ganz reines Gift». Karl Kraus hat von einem bestimmten Zeitpunkt seiner Entwicklung ab Hofmannsthal mit einseitiger Ungerechtigkeit verworfen, und doch ist in der «Fackel» Nr. 162 (1904) der

Aufsatz «Zur Liliencron-Feier» erschienen, der den merkwürdigen Brief Hofmannsthals enthält, in dem er sich rechtfertigt wegen seiner Nichtbeteiligung an einer Festschrift zu Liliencrons 60. Geburtstag, deren Herausgeber er im Einklang mit Karl Kraus verachtete. Dieser Brief ist nicht nur darum ein aufschlußreiches Dokument, weil er durch Abdruck und positiven Kommentar zeigt, daß Karl Kraus Hofmannsthals Standpunkt vorbehaltlos billigt, sondern vor allem dadurch, daß Hofmannsthal in Wien keine andere Stelle wußte, um der Öffentlichkeit zu bekunden, daß seine Haltung seiner Bewunderung für Liliencron nicht widerspreche. Bedeutende Gelehrte der Sorbonne, unter ihnen Ferdinand Brunot und Levy-Bruhl, erklärten Karl Kraus für würdig, den literarischen Nobelpreis zu empfangen, wenn man auch in Wien lachte und wenn auch der Vorschlag abgelehnt wurde. Als ein Revolverjournalist, der den ganzen Staat einschließlich der Presse in der Tasche hatte, vor dem Staatsanwalt aus Wien fliehen mußte, rühmte sich die Presse, ihn vertrieben zu haben, während jedermann in Wien wußte, wer geschwiegen und wer ihn vertrieben hatte. Die gesamte oppositionelle Publizistik von links bis rechts hat diesen neuen satirisch-polemischen Stil übernommen, und Karl Kraus konnte lange vor dem ersten Weltkrieg schreiben: «Ueberall schreiben die Uebel, die ich meine, meinen Stil.»

Aber dieser Stil, einmaligen existentiellen Bedingungen entsprungen, war überhaupt nicht übernehmbar, auch nicht in den höheren Sphären des Geistes. Theodor Haeckers Buch «Satire und Polemik» war nur aus diesem Grunde ein Fehlschlag: er übernahm bei gänzlich anderen geistigen und religiösen Voraussetzungen ein satirisch-polemisches Weltbild, mit dem er sich sprachlich identifizierte, aber nicht sachlich, und die Sprache, die nicht angemessen war, machte die Sache zweideutig. Originale Figuren neben Karl Kraus, wie Peter Altenberg und Adolf Loos, waren sprachlich unabhängig von ihm. Brecht, in seinen Anfängen stark von ihm beeinflußt, hat zwar das Motiv der Erpressung, dessen weittragende gesellschaftliche Bedeutung Karl Kraus eindringlich dargestellt hat, von diesem übernommen, und es wirkt noch in «Furcht und Elend des III. Reiches» nach, er hat aber seinen musterhaften Prosastil aus Eigenem entwickelt. Sein Gedicht «Ueber die Bedeutung des zehnzeiligen Gedichtes in der 888. Nummer der ‚Fackel‘ (Oktober 1933)» in «Stimmen über Karl Kraus zum 60. Geburtstag» (1934) ist eine echte Reaktion auf eine echte Aktion der Kunst. Daß Karl Kraus mit seinen Ideen über Sprache auf die atonale Musik stark eingewirkt hat, bezeugt der bedeutende Nachruf «Erinnerung an Karl Kraus», den Ernst

Krenek 1936 in der Wiener Musikzeitschrift «23» veröffentlicht hat, wie auch sein in derselben Zeitschrift erschienener Aufsatz «Karl Kraus und Arnold Schönberg». Dies sind nur einige Beispiele für die zeitgeschichtliche Wirkung dieses Mannes, sie ließen sich ins Uferlose vermehren, und es ließe sich auch zeigen, warum selbst seine überzeugtesten Anhänger die immanente Fruchtbarkeit seines Werkes noch nicht genügend entfalten konnten. Dies hat tiefgreifende Gründe, vor allem den, daß Vorbilder die geistige Widerstandskraft lähmen, indem sie die Kritik ausschalten. Es gehört zu den Paradoxien der Urteilsbildung, daß keine geistige Kraft in dem Bilde, das sie rechtmäßig von sich selbst durchsetzen will, rechtmäßig erkannt werden kann. Kritik ist die Fähigkeit, große geistige Energien innerhalb ihrer Grenzen zu sehen. Gerade in diesen Grenzen, die Karl Kraus sehr genau kannte und bei wachsender Reife immer strenger einhielt, lag die Explosivkraft seines Werkes; wo er sie überschritt, griff er fehl. In der moralischen Sphäre griff er niemals fehl, hier war er von nachtwandlerischer Sicherheit, in der geistigen zuweilen. So scheint es wenigstens, wenngleich auch in solchen Fällen das ernsthafteste Nachdenken nicht ermüden sollte in der Selbstbefragung, ob er nicht schließlich dennoch Recht gehabt haben könnte; denn alles kam bei ihm aus dem selben Mittelpunkt, es kam aus der Sprache. Aber *wie* es in jedem Falle gemeint war, das zu verstehen ist vielfach nur im Wege einer Ahnung möglich, die immer unzulänglich bleiben muß, während die naive Selbstidentifizierung des Lesers mit dem «Wort» die Gefahr heraufbeschwört, die Wahrheit zum Schein zu machen.

Wie Karl Kraus die Satire verstand, das kann man aus seiner leidenschaftlichen Ablehnung Shaws sich klarmachen. Er nannte ihn nicht nur einen «vieillard terrible», sondern auch einen «gut ins Englisch übersetzten Trebitsch», und doch wird man nicht leugnen können, daß Shaw in der fortschrittlichen Entwicklung der englischen Gesellschaft seiner Zeit eine wesentliche Funktion erfüllt hat. Er hat es geleugnet. Irgendein intellektueller Purzelbaum des Geistes vor der Öffentlichkeit, irgendeine beiläufige Äußerung, wie etwa die Frage «Was nützen mir die Tausendkronennoten?», als die österreichischen Tantiemen nach dem ersten Weltkrieg in entwertetem Gelde einliefen — solche Möglichkeiten schlossen für Karl Kraus den Menschen tiefer auf als sein ganzes Werk, und es ist eben die Frage, ob die Uebertreibung der Ablehnung, die er der Uebertreibung der Begeisterung entgegengesetzte, nicht auf eine verborgene Schicht des Unwerts deutet, die zu erkennen niemand das Interesse hatte, besonders nicht in

Deutschland, wo Shaws Stücke abendfüllend waren. Man sieht hier, wie Irrtum und Wahrheit in der Satire ambivalent werden und wie das letzte Wort über eine notorische Berühmtheit der Epoche noch nicht gesprochen ist, das zu sprechen dieser Eine sich erkühnte; denn die Sprache der Satire duldet keinen selbst berechtigten Einwand, sie ist absolut. Darum ist auch der furchtbare Hohn auf die Psychoanalyse unwiderlegbar, bis zu dem Punkte, wo seine geistigen Voraussetzungen Karl Kraus nicht mehr die Erkenntnis erlaubten, daß umwälzende geistige Bewegungen wie diese nicht nur die Ursache, sondern auch die Folge von Verfall sind, und zugleich das Mittel, ihn zu heilen.

Ich habe an anderer Stelle, in einem Aufsatz über Karl Kraus («Merkur», V, 2, 1951), zu zeigen versucht, daß die Gedankenwelt dieses Mannes, dessen große Entdeckung die Sprache war — die Sprache nicht nur als ein ästhetisches, sondern als ein gesellschaftliches Phänomen, das das ästhetische mitumfaßt und durchdringt —, eine Lücke aufwies, in welche allerdings die Sprache einschließen konnte, er war uninteressiert an philosophischer Erkenntnis. Außer Schopenhauer und dem später von ihm abgelehnten Nietzsche hat ihm kaum ein Philosoph sachlich etwas bedeutet, und selbst bei Schopenhauer zog ihn mehr die Musterhaftigkeit des Stils an als die Lehre des Pessimismus, mehr die Kunst im Mittelpunkt des Systems als dieses System selbst. Er glaubte die philosophische Erkenntnis durch die sprachliche Erkenntnis ersetzen zu können, durch den Sprachgedanken. Wie dies zu verstehen ist, läßt sich an einem besonders einprägsamen Beispiel verdeutlichen. In der sehr witzigen, aber zeitgebundenen Satire «Der Kollegentag» aus dem Jahre 1908 steht plötzlich der Satz: «Daß die schöne Frau eines Hofrats auf Bällen bei weitem nicht so heiß umworben ist wie die häßliche Frau eines Sektionschefs, ist einer der tiefsten philosophischen Erfahrungssätze, die den Zusammenhang von Geschlecht und Charakter überzeugender enthüllen als ein ganzes Buch der Erkenntnis.» Karl Kraus hat Weininger, obwohl er zentrale Positionen dieser neuen Lehre ablehnte, aufs höchste geachtet, und das wichtige Kapitel über die geistige Wirkung, die dieser Denker auf ihn geübt hat, harrt noch der Darstellung. Darum ist der zitierte Satz nicht gegen Weininger gerichtet, er ist gegen die Philosophie, er ist gegen die Wissenschaft gerichtet. Was er an Stelle der Philosophie, was er an Stelle der Wissenschaft zu bieten hat, ist nichts als die Fähigkeit, die gegebene Wirklichkeit geistig zu durchdringen, und zwar mit solcher Schärfe, daß diese Durchdringung einer philosophischen Erkenntnis gleichkommt. «Geschlecht und Charakter», der

Titel eines berühmten Buches, in dem beide Worte als Zentralbegriffe einer neuen Lehre vom Weib und von der Welt figurieren, gibt gleichsam das Begriffliche dieser Termini an die Sprache ab. Nun stehen das Geschlecht und der Charakter in der ihnen eingeborenen Wortkraft da und sagen traurige Wahrheit über die Sphäre, in der Hofrat und Sektionschef, schöne und häßliche Frau gegeneinander in Bewegung geraten und in der Umkehrung der logisch gegebenen Beziehungen zwischen ihnen den trostlosen Zustand der Gesellschaft spiegeln. Der Satz ist, wie mancher Aphorismus, auf dem Wege zum Gedicht in der Prosa stecken geblieben. Wenn diese sich frei entfaltet, strömend von dem eigenen Herzen und dem eigenen Geist, wird eines Tages der Dichter, fast ohne es zu wollen, zu sich selbst erblühen, und er verdankt es seiner konstitutiven Unfähigkeit zu philosophischer Erkenntnis. Eben in ihr ist Größe und Grenze dieses Werkes an jedem Punkte beschlossen. Nicht ob es wahr oder falsch sei, ist entscheidend, sondern daß es in einem unabhängigen Medium übersetzt und zugänglich gemacht wird. In diesem Sinne harrt vieles noch der Uebersetzung, die komplexe Auffassung von Sexus und Eros, von der Sprache, vom Wort, von der Lyrik, die standpunktfreie Beurteilung der jeweils gegebenen gesellschaftlichen Realitäten, die offen bekannten Widersprüche der geistigen und moralischen Haltung, die blitzartige Anordnung des chaotischen Zeitgeschehens bis zu dem mystischen Punkt, in dem die Sprache frei wird, sei es, um «Die letzten Tage der Menschheit» zu schreiben, sei es, um die Stellung zu Hitler auf dem Satz zu begründen: «Mir fällt zu Hitler nichts ein», und dann fiel ihm alles zu ihm ein, im Gegensatz zu einer heute verbreiteten Meinung, er habe von 1933 ab vor der Oeffentlichkeit geschwiegen. Aber die «Fackel» ist bis 1936 erschienen, und der letzte Aufsatz des letzten erschienenen Heftes «Wichtiges von Wichten (In verständlicher Sprache)» ist mit einem polemischen Furor geschrieben, der es verstehen läßt, daß eine Zeugin seines Todes gesagt haben soll, er wäre rasend geworden, wenn er gewußt hätte, daß er sterben mußte, so sehr sei er davon durchdrungen gewesen, sein letztes Wort noch nicht gesagt zu haben.

Kant sagt in der «Kritik der Urteilskraft»: «Auf solche Weise ist das Produkt eines Genies... ein Beispiel nicht der Nachahmung... sondern der Nachfolge für ein anderes Genie, welches dadurch zum Gefühl seiner eigenen Originalität aufgeweckt wird...» Karl Kraus, dessen Leidenschaft der Verzweiflung zum Glauben wird, gehört der *alten* Menschheit an und steht der *neuen* zur Verfügung. Wann sie von seinem Werke Gebrauch machen

wird, ist nicht mehr seine Sache, aber ihre Sache wäre es, einen neuen Menschen hervorzubringen, der plötzlich erkennen würde, daß unsere Welt von heute in übernationalen Dimensionen satirisch brachliegt.

Horchen wir auf! Bemühen wir uns, eines hohen Menschen gedenkend, zu bezeugen, daß er nicht umsonst gelebt hat! Es sei mir erlaubt, mit den Worten aus meinem Nachruf zu schließen, der 1936 in einer Czernowitzer Zeitung erschienen ist: «... Die Zeit, die vergeht, erfüllen mit der Kraft des Gedenkens, daß die unendliche Mühsal, die ein Mensch auf sich genommen hat, nicht vergebens war und die Kontinuität des Guten nicht abbricht und die Sprache das Böse, wenn es die Sonne nicht sieht, an den Tag bringt wie er, der dem Wort alles zum Opfer brachte, was Menschen das Leben lebenswert macht — dies und nur dies ist die Geistespflicht des Ueberlebenden. Die Tat, mechanisch nicht fortsetzbar, muß aufs neue getan werden. Ich verstumme in Trauer, Liebe und gewaltiger Hoffnung auf die Auferstehung des stillen Gewissens. Karl Kraus ist tot. Er lebt.»